

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 10.

Dienstag, 13. Januar.

1931.

Die Puppe Virginia / Roman von Ery S. Gulden

(2. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Virginia reckte sich über die Logenbrüstung. Der goldene Damaststoff zeichnete sanfte Appigheit nach, die ohne besondere Konturen war, so wie die eines wohlgenährten Kindes. Thomas Rouff, im Abendanzug, saß hinter ihr. Seit er Virginia kannte, war die Welt für ihn himmelblau und rosenrot.

An diesem Abend war sie golden.

„Da sitzt Ferry!“, sagte Virginia strahlend. „Und da hinten sind Donovans.“

Thomas mußte durchaus durch das Glas sehen. Ja, das waren wohl die Leute von gestern aus dem weißen Wagen. Die Frau, die ihn so sonderbar angesehen hatte. Und eben jetzt, als ihr Bild ihm nahe war, wandte sie ihr Gesicht zu ihm hin. Ein Zufall. Thomas legte das Glas zur Seite. Er liebte es nicht, andere auf diese Weise zu beobachten. Aber Ferry Kerckhoven, ja, den mußte er sich ansehen. Eine komische Geschichte war das mit der Liebe. Man mußte über fremde junge Männer nachdenken und ernstlich überlegen, ob Tennis und Golf wohl gefährliche Gegner seien. Thomas betrachtete Virginia. Ihr Gesicht blieb keinen Augenblick ruhig. Die blauen Augen suchten, der rote Mund lächelte, sprach, die gelben Lippen bewegten sich. Bis der Vorhang aufging. Virginia befaß sich die romantische Gegend auf der Bühne, sie wartete mit einiger Spannung auf den Helden. Dann stellte sie enttäuscht fest:

„Er ist da.“

Ein wenig läuschte sie der Musik. Aber auch die fand ihren Beifall nicht.

Thomas fand alles, was Virginia sagte und tat, enttäuschend. In der Pause kam Ferry Kerckhoven in die Loge. Er demonstrierte Bälle. Thomas konnte da nicht so recht mitreden. Er kam sich alt und langweilig vor. Kerckhoven sagte zu Virginia:

„Kommen Sie mit, meiner Mutter guten Abend sagen“, und Virginias goldener Schein verlosch. Draußen atmete Ferry merklich auf, aber er war ehrlich.

„Großartig ist dieser Rouff, einfach großartig.“

Virginia dehnte die Worte:

„Finden Sie?“

Aber es tat ihr wohl, daß man ihren Begleiter bewunderte. Sie hatte ihren Zweck erreicht.

Vor allem auch dieser Gilba Donovan gegenüber.

Nein, so dumm war sie denn doch nicht, daß sie nicht gemerkt hätte, wie Gilba Thomas Rouff ansah. Was sollte das bedeuten?

Frau Donovan war verheiratet und mindestens zehn Jahre älter als sie. Wollte sie ihr die Verehrer streitig machen? Verehrer, dachte Virginia, und meinte damit lediglich Thomas Rouff. Mit diesem unschönen und banalen Wort räumte sie ihm auf ihre Weise eine Sonderstellung ein. Sie war zufrieden mit dem Abend. Ein Abglanz ihrer guten Stimmung fiel auf Ferrys Mutter, die Virginia sonst im Innern maßlos langweilig fand und nicht immer mit geziemendem Respekt behandelte. Frau Kerckhoven, durch eine verlöbte unglückliche Ehe gegen alle Außerlichkeiten des Lebens gefeit, sagte zum ersten Male zu ihrem Sohn:

„Wie reizend die kleine Vinter sein kann.“

Ferry ging nicht auf dieses Thema ein, obwohl er wußte, weshalb seine Mutter das sagte. Virginia war

nicht sein Geschmack, aber sein Nichtstun und seine Freundin kosteten ein anständiges Geld, und der alte Vinter hatte nur diese eine Tochter.

„Ich muß draußen eine Zigarette rauchen“, sagte Ferry, der angestrengte Grübeleien nicht liebte.

Rouff hatte in der kurzen Zeit eine Begegnung, die sein Vorhaben um vieles beschleunigte. Sein Freund Julian Arden war plötzlich aufgetaucht, hatte sein unangenehmstes spöttisches Lächeln gezeigt, den Goldknopf seines Stodes unter das Kinn gehalten und gesagt:

„Nun sage mir bloß mal, mein Lieber, wie kommst du denn zu dieser albernen kleinen Gans?“

Thomas war blaß geworden. Er trat ein paar Schritte auf Arden zu.

„Fräulein Vinter ist meine Braut“, sagte er fest.

„Was?“

Julian Arden sah den Freund an. Er wußte auch sofort, daß hier jedes Wort vergebens war.

„Ich bitte um Verzeihung, das konnte ich nicht wissen.“

Seine Stimme war kalt. Er gab Thomas die Hand und zog sich zurück.

Eine jahrelange gute Freundschaft ging in dieser Minute in die Brüche. Thomas fehlte auch hierfür die Empfindung. Er wartete sehnlich auf Virginia.

„Endlich“, sagte er, aber bei ihrem Eintritt begann die Musik von neuem. Virginia verbarg oberflächlich ein Gähnen.

„Wohin gehen wir nachher?“, fragte sie, „die anderen...“

„Nicht mit den anderen, Virginia“, bat Thomas, „ich möchte Ihnen etwas sagen.“

„Das können Sie doch jetzt tun“, sagte Virginia, „hier ist sowieso nichts los.“

Unten zwangen siebzig Musiker eine Menge zu stillem Lauschen, als Thomas flüsterte:

„Ja, ich kann es auch jetzt sagen. Je eher, desto besser. Ich bitte Sie, meine Frau zu werden.“

Und während Virginia ohne Zögern ja sagte, sah sie im Geiste Ferry Kerckhovens Überraschung und Gilba Donovans sonderbare Augen und — ach, viele würden sich wundern. Wer kannte nicht Thomas Rouff! Und Ferry war bei weitem nicht der einzige, der fand, daß er großartig sei.

So wurde Virginia Thomas' Braut.

Diese Verlobung war für Virginia Vinter das Signal zu einer wohlorgemisierten Unruhe, die alle mitriß. Es gab keine Stunde mehr am Tage, die nicht mit Vorbereitungen, Einladungen und dergleichen ausgefüllt war. Auch im Hause Rouffs trat eine merkbare Veränderung ein. Thomas hatte wohl Freunde bei sich gesehen, aber am liebsten war er doch allein gewesen, wenn er den geschäftlichen Teil des Tages hinter sich hatte. Er war dann durch die schönen, stillen Räume gegangen und hatte den Anblick der erlesenen Kostbarkeiten genossen, die er im Laufe der Jahre gesammelt hatte, der mannigfaltigen Pracht der Blumen, der flutenden Sonne oder des weichen Kerzenschimmers, den er liebte. Er hatte am Kamin gesessen, oder er hatte musiziert, denn er spielte wundervoll Klavier. Am

Schönsten war es im Sommer, wenn alle Türen zu Terrassen und Garten weit offen standen. Wenn man von allen Seiten ungehindert in das Grüne sah, auf Rosen, Büsche und Bäume.

Thomas hatte diese Ruhe und Schönheit geliebt. Sie bedeuteten Feierstunden und tiefe Freuden für ihn. Das war nun vorbei. Wo Virginia bestimmte, gab es dergleichen nicht. Thomas wurde in den Wirbel von allerlei Nichtigkeiten gezogen, die man Gesellschaft und Vergnügen nannte. War er zu Hause, so schrillte das Telefon. Doppelt vorsichtig, wie um allen Lärm zu dämpfen, der sich draußen um seinen Herrn sammelte, kam der Diener Alexander und sagte: „Es ist Fräulein Linker, Herr Rouff.“

Ja, es war Fräulein Linker. Morgens, mittags und abends. Vormittags auf dem Werk, wenn wichtige Besuche auf eine Unterredung warteten, fiel das Zeichen am Apparat, und der Sekretär wußte, daß er Herrn Rouff zu dieser Stunde nur für Fräulein Linker stören durfte.

„Halloh“, sagte Virginia, „ich bin gerade aufgestanden. Was tust du? Ich habe jetzt und dann gehe ich Besorgungen machen. Furchtbar langweilig. Kannst du nicht irgendwohin zum Lunch kommen? Nein, Unfuss, laß das doch bis morgen. Du kommst, nicht wahr?“

Sie redete weiter, und wenn sie endlich einhängte, dann dauerte es eine ganze Weile, bis Thomas' Züge wieder die gewohnte ernste Ruhe zeigten.

Auch sonst war es so. Kaum sah Thomas am Tisch, mußte er wieder aufstehen. Einmal wagte Alexander zu sagen:

„Es wird alles kalt.“

„Nacht nichts“, sagte Herr Rouff kurz und warf die Serviette hin. Alexander kannte dieses Fräulein Linker noch nicht, aber er fühlte keineswegs Sympathie für sie.

Und dann kam der große Tag, wo das ganze Haus auf den Kopf gestellt wurde, um Virginia und ihren Vater zu empfangen. Thomas hatte einige Bekannte eingeladen. Sein Freund Julian Arden fehlte. Virginia hatte darauf bestanden, die Donovans zu fragen.

„Ich kenne sie doch nicht“, hatte Thomas gesagt. Virginia meinte, er solle es ihr nur ruhig überlassen, sie mache das schon. Gut, also Donovans. Und ein paar Freundinnen.

„Wir wollen doch auch tanzen“, sagte Virginia.

Mit Mühe hatte Thomas sie zurückgehalten, Jerry Kerthoven auch kommen zu lassen.

„Ich weiß zwar nicht warum“, sagte sie, „er tanzt wunderbar, aber gut, wenn du es nicht willst.“

Thomas war entzückt von ihrer Nachgiebigkeit. Er zog sie an sich. Mit einer gewissen Scheu, wie immer, seit er Virginia zum ersten Male geküßt hatte. Sie ließ sich küssen, wie ein artiges kleines Mädchen. Nichts verriet ihre Empfindung. Thomas schloß sekundenlang die Augen. Er wollte geduldig sein. Wollte Virginia nicht erschrecken. Aber es war schwer, sehr schwer.

„Mein Haar“, sagte Virginia und griff mit beiden Händen nach den Schläfen. Niemand konnte ahnen, wieviel Mühe und Arbeit die Unordnung der flirrenden gelben Locken kostete. Einen Augenblick umfing Thomas den weichen Körper, dann gab er ihn frei. Dieses kleine blonde Mädchen war noch ein Kind. Alles mußte seine Zeit haben. Thomas kam in eine so milde Stimmung, daß er beinahe doch noch Jerry Kerthoven geduldet hätte. Aber wozu sollte er sich einen Abend verderben, auf den er sich freute? Und verdorben wäre er für ihn, wenn Kerthoven erschiene.

Das Haus erstrahlte in Schönheit. Thomas Rouffs erlebener Geschmack offenbarte sich bis in die geringste Kleinigkeit. Das Schönste war ein gelbes Zimmer. Thomas liebte es besonders, und er dachte sich Virginia in diesem Raume. Licht und leicht und golden. Hier drängten sich gelbe Tulpen, tropfte Goldregen herab, blühten Teerosen in flachen Schalen. Die herben Ringelblumen strahlten in warmem Orange. Thomas

ging noch einmal durch alle Zimmer. Der Diener Alexander folgte in einiger Entfernung. Ja, alles war wundervoll, und man mußte feststellen, daß es für so viel Schönheit nicht die richtigsten Ausdrücke gab. Alexanders verschlossenes Gesicht zeigte Besorgnis oder etwas dergleichen. Es war schwer zu ergründen. Doch er dachte nicht an sich. Längst hatte er alle Persönlichkeit aus seinem Leben verbannt. Er dachte an Herrn Rouff. Er schätzte ihn sehr. Ja, vielleicht wäre er sein Freund geworden, wenn er noch — — —

„Nun, Alexander?“

„Schön, wunderschön“, sagte Alexander nachdenklich, es klang fast ängstlich, aber er riß sich gleich wieder zusammen.

„Ich glaube, daß alles zum Empfang bereit ist, Herr Rouff“, sagte er sachlich. Kurz darauf half er Frau Donovan beim Ablegen. Seine Bewegungen dabei waren gewiß nicht die eines Dieners. Achtung und zerknüllte Bewunderung prägierten sich in seinem Gesicht aus. Was für eine Frau! Im ersten Augenblick fiel jede Sorge um Herrn Rouff von ihm ab, bis er sich jäh erinnerte, daß dies Virginia nicht war. Er kannte doch Herrn Rouffs Braut von der Beschreibung damals und von einem großen Bild, das auf dem Schreibtisch stand. Virginia trug darauf einen kleinen schrägen Hut und hatte den Pelzragen hochgeschloßen. Sie zeigte eine Reihe kleiner Zähne in selbstgefälligem Lächeln. Wie hatte er nur eine Sekunde denken können, daß diese Frau — — —

Virginia hatte zuerst da sein wollen, um mit Thomas die Gäste zu empfangen. Er hatte sich darauf gestreut, mit ihr durch das Haus zu gehen, das sie zum ersten Male sehen sollte. Nun war das nichts. Die ersten, die vorkamen, waren Donovans. Schade. Thomas führte ein sehr formelles Gespräch mit Herrn Donovan, der die leichte Gereiztheit eines Kranken zeigte, im übrigen aber ein sympathischer, kluger Mensch war. Und dann gab es einen kleinen Aufruhr. Virginia kam, nein, sie flatterte herein. Sie trug ein Kleid, das aus unzähligen schmalen Tüllrüschen zusammengeleht war. Sie fingen beim zartesten Rosa an und endeten im feurigen Rot. Ein langes, rotes Band wehte von der Schulter, bei jeder Bewegung flirrten die vielen Reifen an ihren Armen. Sie hatte das Haar in Wellen gelegt, die Ohren waren bedeckt mit Locken. Sie war immer in Bewegung. Thomas meinte, daß der Frühling selbst sein Haus durchwehe. Der Diener Alexander hatte aber eine völlig andere Auffassung. Mein Gott, dachte er, das ist ein Maazintitelblatt, aber keine Frau. Und bei diesem Gedanken gewann ernste Sorge vor der Zukunft wieder die Oberhand.

Bernhard Linker entschuldigte sich für seine Tochter.

„Wir sind spät, aber Thomas, Sie wissen ja, wie lange solch kleine Frau mit allem braucht.“

„Ja“, sagte Thomas fröhlich, das wußte er.

Virginia tat entsetzt.

„So, woher denn?“, und sie zog kleine Grimassen. War sie nicht hinreichend? (Fortsetzung folgt.)

Der Landmann im Winter.

Nach dem Chinesischen des Sutongpo von Hans Bethge.

Nun ist der Winter da. Wie eine Wolke
Von weißen Schmetterlingen kam der Schnee
Ganz lautlos auf die harte, kühle Erde.

Des Landmanns Bild ist trübe und verloren,
Still schließt er die Geräte in sein Haus,
Sein Herz ist voll von namenloser Trauer.

Die Erde, seine Freundin, ist nun tot.
Da er im Frühjahr ihr die Saat vertraute,
Gab er ihr alle seine Sehnsucht mit.

Als dann die Ernte aufwuchs, fand er fest
All seine Sehnsucht in Erfüllung wieder,
Er jubelte und sang und war beglückt.

Doch nun ist alles aus. Wie eine Wolke
Von weißen Schmetterlingen kam der Schnee
Ganz lautlos auf die harte, kühle Erde...

Zeinep.

Von Marie Amelie von Godin.

Diemil ben Biora betrat das Zimmer seiner Frau; es lag im Halbdunkel, nur durch das Kaminfeuer mit grossem Schein in der Finsternis beleuchtet. Vor dem Kamin sah Zeinep mit ihrer Schwiegermutter bei einer Tasse Koffa und rauchte.

Diemil ben knipste das Licht an: „Nichte dich, Zeinep“, sagte er aufgeregt, wie er alles sagte und tat — immer so, als leugten Flammen seinen Rücken; „du kannst mit mir in den Selsamlik hinüberkommen. Fazil Pascha ist da, der italienische Konsul ist da und viele andere. Ich sagte dir schon lange, daß ich dich ihnen beim nächsten Beisammensein zeigen würde. Das Bassarat wird dich interessieren. Vadi es dich, so spiele mit.“

„Was sind das für Sitten!“ schalt seine Mutter gramvoll. „Gibst deine Frau den Blicken dieser Wüstlinge preis!“

„Es sind keine Wüstlinge, sondern Herren!“, widersprach der Sohn gereizt. „Zeinep kann vor ihnen bestehen, ohne an ihrer Jugend Schaden zu erleiden. Du mußt dich daran gewöhnen, daß ich die Gepflogenheiten der Vergangenheit verabscheue.“

Die Mutter, Gulside Hanum, verstummte. Sie kühlte sich in ihr Tuch und wandte sich dem Feuer zu, als schließe sie sich von der Schlechtigkeit aus, die sie nicht hindern konnte.

Diemil stand vor Zeinep, der er kaum bis zur Stirne reichte. Auf seinem dunklen Gesicht mit den fast wüßigen Lippen brannte der Blick der schwarzen Augen, deren Feuer gierig, aber kalt war. Diemil musterte Zeinep vom Kopf bis an die Fehen ihrer feinen Schuhe. Diese Frau lockte ihn zu jeder Stunde. Es quälte ihn aber das unbändige Verlangen, andere möchten sehen, was er an ihr besaß. Er meinte, an der Bewunderung Dritter hätte sich erst seine höchste Seligkeit entfacht. Er war nicht, sagte er sich, wie jene Wilden, die ihr Weib vor jedem fremden Blick verhehlen.

„Du kommst doch?“ drängte er.

„Wenn du es wünschst!“ sagte Zeinep ruhig und verbergte ihre Neugier. Sie war herrlich gewachsen, biegsam wie eine Gerte, aber nicht schön. Am meisten ärgerten sie die seidenweichen hellbraunen Haare, die, zum großen Nest gedreht, dem feinen Haupte schwere Last schienen. In dem schmalen, elfenbeinfarbenen Antlitz war nur die Stirne klassisch schön und edel und die prächtig geschwungenen Brauen. Die großen, schwarzen Augen, zu sehr à fleur de tête, strahlten freilich trotz dieses Fehlers einen bizarren und faszinierenden Reiz aus. Der große Mund brannte in dem bleichen Gesicht.

„So komm!“ sagte Diemil, als er sah, daß Zeinep, in der gewohnten Sorgfalt für ihre Erscheinung, ein schönes, braunes Crêpe-Kleid trug aus Paris, sich also nicht erst zu schmücken brauchte. An ihr war stets alles im Einklang mit ihrer Eigenart. Sie empfand das eigene Wesen sehr stark, nichts an ihr verlegte jemals die Harmonie. Ihre Gegenwart strahlte Leben aus und doch auch Beschwichtigung. Diemil ben empfand schon, ob sie zu Hause war, wenn er heimkehrend den Flur betrat.

Nun folgte sie ihm durch einen Gang, durch einen Saal in jene Räume, die in diesem modernen Hause der Selsamlik genannt wurden, wenn schon sie vom Harem nur durch einige Türen getrennt waren. Schon im Saal drang Zeinep ein Gewirr von Stimmen entgegen, die eine einzelne, fast freischwebende Männerstimme laut übertönte.

Diemil führte die junge Frau in das Spielzimmer. Um eine lange Tafel saßen vorgebeugt die Spieler. Sie blickten alle gierig auf die Karten in der Hand Islam Aghas, des Bankhalters, dessen greise Finger vor Erregung zitterten. „Sechs!“ rief Islam Agha laut.

„Sieben ist mehr!“ schrie Fazil Pascha, dessen bageres, verlebtes Gesicht totenblau war.

Während Islam Agha knurrend die Bank abgab, sahen die Männer nach der Frau. Marchese de Facendi machte ihr Platz und sie trat an den Tisch an seine Seite.

„Wißt du spielen?“ rief Diemil, während er Zeinep vier Napoleons zuschob. Er wollte, daß alle sehen, wie modern er war.

Zeineps Blick glitt über die Spielergesellschaft. Sie kannte fast alle diese Männer, auch den Konsul, von gelegentlichen Festbesuchen im Harem aber, erschrocken dünkte ihr nun, sie habe sie vordem noch nie gesehen, sie, die bei jenen Gelegenheiten glatte, beherzichte, fast fromme Gesichter zur Schau getragen hatten. Manch einer schämte sich, diese Frau beim Spiel zu treffen, stellte sich blind und begrüßte sie nicht, was Zeinep mit Inbrunnen bemerkte, andere aber, lächelten ihr zu, auf eine merkwürdige, wie sie bald begriff,

befriedigende Weise, nur wenige, wie der schöne ritterliche Murat ben Ioptani, verneigten sich in voller Ehrfurcht gegen sie und nahmen sich, vom Augenblick ihres Eintritts an in Zaum und Zügel, damit sie sich nicht an ihnen entsetzen sollte.

Zeineps Blick glitt ruhig von einem der Männer zum anderen, immer wieder, als könne sie sich nicht satt leben an diesem ganz neuen Bilde, trotzdem verriet sie auch jetzt keine Neugierde, blieb klug beherzigt und scheinbar kühl.

Die Karten wurden neu verteilt, aber Zeinep setzte nicht. Ihre Fingerspitzen spielten leichtbin mit Diemils Golde.

Plötzlich aber überraschte sie ein Blick de Facendis. Sie fragte sich, ob er sie denn dafür verachtete, daß sie gegen den Brauch hier erschienen war. Indes bezwang sie ihren Borne und blieb kalt und gefast zwischen den Männern. Sie wünschte sich aber bei der Mutter zu sein und bei ihren Knaben. Die Luft im Saale dünkte ihr fast unerträglich und sie ward sich klar, daß sie nie mehr die meisten dieser Gäste mit menschlichem Mitgefühl würde begreifen können.

Wieder waren die Karten verteilt. Fazil Pascha, der all sein Hab und Gut seit Jahren mehr und mehr verspielte, gewann an diesem Abend. Seine lange Reitergestalt lag äugellos weit über den Tisch. Er riß die Karten hoch und warf sie sehr rasch vor sich. Plötzlich sah Zeinep, daß er eine falsche Zahl nannte und rasch die Karten zu den übrigen schob. Sie sah es genau, denn er sah zu ihrer Linken. „Sie haben sich geirrt, General“, sagte sie verächtlich.

„Wieso? Du träumst, mein Kind!“ erwiderte er scharf und alle schienen sich mit seinen Gepflogenheiten abzufinden. Bieleicht gaben sie ihm Gleiches mit Gleichem zurück, dachte Zeinep.

Als nun verteilt war, rief Diemil über den Tisch: „Se, Zeinep, wie gefällt es dir?“

Sie traute kaum merklich die Stirne, ohne zu erwidern. Aber ein Glanz wuchs in ihr an, der sie fast überwältigte.

Da kam Mubaref Krue hinter sie und sie kühlte seinen Atem im Nacken und seine Hand an ihrem Arm.

„Seht, meine Frau!“ rief Diemil ben, als die Runde beendet war und im Spiel eine Pause eintrat, „wie sie sich wohlfühlt. Ist sie nicht wie eine große Dame in Europa? Sollte man glauben, daß sie Albanien nicht verließ, es sei denn für Stambul?“

Einige nur zollten Beifall, aber Zeinep war zumute, als reihe er ihr die Kleider vom Leibe, um mit ihrer Schönheit zu prunken. Gleichzeitig kühlte sie Mubaref Karies Hand immer dringlicher, so daß sie diese Schmach nicht länger trug.

Sie grüßte alle und ging zur Türe. Diemil kam erstaunt auf sie zu. „Ich will zu Mama“, sagte sie hochmütig.

Er folgte ihr betreten. Im Saal draussen wandte sie sich nach ihm um und ihr Blick maß ihn, schwer von trauriger Betrachtung. „Bleibe nur bei diesen — diesen Schutten“, warf sie ihm hin und entfernte sich rasch.

In dieser halben Stunde hatte sie mehr vom Leben und von diesen Männern begriffen, als in allen Jahren vorher. Sie hatte auch verstanden, daß sie ganz allein ihre Würde und Reinheit zu hüten hatte.

Sie sah ihre Zukunft mit müdem Grauen an, denn der Mann an ihrer Seite, begriff sie, war weder ihr Geliebter noch ihr Freund.

Als sie wieder bei ihres Mannes Mutter war und bei ihren kleinen Söhnen faßte sie dennoch neuen Mut, denn um ihretwillen kühlte sie Kraft für ihren einsamen Weg.

Vom Ich.

Von Gerhard Wilhelm.

Die das Wörtlein „Ich“ am meisten gebrauchen, haben es am wenigsten begriffen. Bei denen, die es am größten schreiben, ist es meist am kleinsten.

*

Andere verlieren das Ich mit dem ersten Schultage. Von da an sehen sie sich nur mit den Augen des Lehrers, des angestrichelten Mädchens oder Jünglings, des Vorgesetzten oder Untergebenen, des Nachbarn oder Publikums.

*

Die Einsamen erschauen das Ich; doch sie durchschauen es nicht. So klagen sie über ihre Einsamkeit und wissen nicht, daß im tiefsten Grunde des Ichs sich das All spiegelt.

*

Aber die Weisen, die wahren Priester und echten Künstler, haben das Ich durchschaut und das „Du“ und „Wir“ darin gefunden.



Wir Frauen bitten . . .

Die Frage ist die: „Was möchten die Frauen im Rundfunk am liebsten hören?“ und als Frau kann ich mich als Repräsentantin der gesamten weiblichen Hörerschaft betrachten und fragen: „Was möchte „ich“ am liebsten hören?“ In der Musik gibt es keine besondere weibliche Vorliebe. Die schönste und beste Musik ist von Männern gemacht worden, und sie haben auch keine anderen, besseren oder schlechteren Ohren als wir. Im allgemeinen jedoch ist die Frau an sich eine bessere Zuhörerin, auch bei Vorträgen. Die kluge Frau versteht es sogar, den Vorträgen ihres Mannes mit Interesse zuzuhören, denn der Mann ist in dieser Hinsicht fürchtbar eitel. Wir sind also gute Zuhörer, aber es gibt Vorträge, die uns durchaus nicht interessieren. Es ist uns ganz gleich, welchen Einfluß das Metall auf die Entwicklung der Völker hat, und Führungen aus der Welt des Wahrnehmbaren ins Reich der Spekulation lassen uns ebenso kalt. Auch der Einfluß Tolstois auf die Tschekowaschewski läßt unsere Herzen nicht höher schlagen. Schön wäre es jedoch, wenn wir etwas mehr über die Mode zu hören bekämen. Die Kleiderfrage ist uns wirklich mehr als ein Zeitvertreib. Die Männer lächeln über unsere Kleider Sorgen. Haben sie denn schon einmal darüber nachgedacht, daß wir dadurch, daß wir die Kleider stets wichtig genommen haben, nun auch zu besseren, hygienischeren, sauberen und schöneren Kleidern gekommen sind, als sie der Mann in langen Jahrhunderten je befehlen hat. Wenn die Männer sich im Rundfunk auch eine Modestunde einführen würden, würden ihre Kleider ebenfalls besser und dekorativer werden als ihre gegenwärtigen Tuchpanzer es sind. Also: Mehr Plaudereien und Vorträge über Modefragen und -probleme möchten wir haben. Wir bitten darum.

Und dann der Haushalt. Er wird viel zu klemmlich behandelt. Die Angabe von Rezepten ist sinnlos, denn hierfür gibt es genug Kochbücher. Kurze, aber genaue Marktberichte über die täglich notwendigen Lebensmittel möchten wir haben, und zwar nicht nur an den großen Sendern. Wir bitten darum.

Ein kleines Wort auch an die Erfinder. Für uns wäre es eine ideale Sache, wenn wir eigene Sender haben könnten, die uns die Vorgänge im Haus während unserer Abwesenheit in den Ferien im Bad oder zu Besuch, überbringen könnten. Wir möchten gerne „hören“, daß die Betten ordentlich gemacht werden, daß mit dem Staubsauger gearbeitet wird, daß der Mann pünktlich nach Hause kommt, daß die Kinder zur richtigen Zeit zu Bett gebracht werden. Das wäre einmal eine Erfindung, die uns besonders freuen würde. Natürlich dürfte der Apparat nicht teuer sein. Ihr, Männer, die ihr so kluge Erfindungen macht, schafft uns dieses praktische Instrument. Wir bitten darum.

Man sagt uns nach, wir seien sentimental. Nun, je moderner wir werden, desto mehr legt sich diese Schwäche. Ab und zu könnte man uns ja das sanfte Geräusch einer gewiegten Wiege, schöne Schlummerlieder, das Rauschen der See, leise verklingende Abendglocken, das Lied der Nachtigall geben, aber nicht zu oft und zu viel, bitte. Mehr Gewicht legen wir auf die Geräusche der Welt. Laßt uns den Trubel einer erwachenden Stadt, von London, Paris, Berlin hören, oder die Gloden von Florenz, warum nicht einmal das Leben und Treiben in einem afrikanischen Regerdorf, gegebenenfalls eine Ratsversammlung der Dorfältesten; und sofort anschließend hieran stellt auf den Reichstag um, so daß wir Vergleiche ziehen können zwischen Wildnis und Zivilisation. Geht uns Regertänze im Winter, Lieder der Estimos im Sommer. Geht uns ein wenig mehr Sensation. Wir bitten darum.

Als Mütter endlich wollen wir gar keine langatmigen pädagogischen Vorträge hören, die von Professoren vorgelesen werden, sondern praktische Winke. Laßt Frauen über ihre Erfahrungen mit Kindern sprechen. Helft uns unsere Kinder gesunderhalten. Werbt für Kinderferien, für Kindertolonien, organisiert Ferienaufenthalte auf dem Lande in noch viel größerer Nähe als es bisher geschehen ist. Sorgt auch im Rundfunk für die Errichtung zahlreicher Spielplätze in den großen Städten und den Industriegebieten. Werbt, werbt, werbt für das Kind und seine Gesundheit. Wir bitten dringend darum.

Eine fleißige Rundfunkhörerin.

Wie hebt man Gummisachen auf.

Gabrilate aus Gummi haben in der letzten Zeit vielfach im Dienste der Frauen Verwendung gefunden. Sie haben nur den einen Nachteil, daß sie sehr schnell brüchig werden. Sie erleiden diese Mängel nicht nur durch den Gebrauch, sondern auch dann, wenn sie schön verwahrt im Schrank hängen oder in der Schublade verpackt sind. Sowie sie nach längerer Zeit wieder benutzt werden, machen sich hier und da Risse und Brüche bemerkbar. Die Ursache hierfür liegt in der unangenehmen Einwirkung der Luft auf die Gummisubstanz. Diese wird zerlegt und dadurch schadhast, auch wenn sie nicht im Gebrauch ist. Es gibt allerdings billige Mittel, um diesen Schaden abzuwenden. Wenn man die Gummikappen, die man im Sommer im Seebade benutzt hat, auch im nächsten Jahr noch verwenden will, so tut man gut daran, sie mit Glycerin einzureiben und dann wegzulegen. Auf diese Weise wird die unangenehme Einwirkung der Luft auf den Bestand der Gummimasse sehr stark eingeschränkt, wenn nicht gar verhindert. Man hat dann im nächsten Jahr die Freude, diese Gebrauchsgegenstände in völliger Frische und Elastizität wieder verwenden zu können. Das Gleiche gilt für den Gummimantel. Es gibt imprägnierte Kleidungsstücke, die der zerlegenden Einwirkung der Luft nicht oder nur in sehr geringem Maße ausgesetzt sind. Aber die kostbaren Seiden- oder Taffetmäntel, die mit einem Gummioberzug versehen sind, um wasserdicht zu sein, sind der Gefahr des Verderbens in erheblichem Maße ausgesetzt, auch wenn sie nicht gebraucht werden. Gegen diese Schäden ist ein Allheilmittel nicht gegeben. Es hat sich herausgestellt, daß sie langsamer in Erschöpfung treten, wenn diese Sachen möglichst in feuchter Luft aufbewahrt werden. Haben aber die Regenmäntel einen regelrechten Gummioberzug, dann ist auch eine Einreibung mit Glycerin von besserer Wirkung. Abgesehen davon können auch die Gummischuhe und die sehr modernen Ruffentüfel aus Gummi auf gleiche Weise besser davor bewahrt werden, daß sie vorzeitig brüchig werden. Diese Gummistiefel und Gummischuhe sind lange haltbar, wenn dafür gesorgt wird, daß der zerlegende Einfluß der Luft möglichst ausgeschaltet wird. Sie können darum auch im Winter wenn sie täglich gebraucht werden, von Zeit zu Zeit mit Glycerin abgerieben werden, da auf diese Weise der Zerfall der Gummischuhe sehr lange Zeit hinausgeschoben werden kann. Es sind kleine Handgriffe, die aber viel Verdruß und vorzeitige Vernichtung teurer Gebrauchsgegenstände verhüten.

Praktische Verwertung von angegangenen Äpfeln.

Überall hört man in diesem Jahre, daß sich die angeküllerten Winteräpfel nicht halten. Da man nun aber auch von reifen Äpfeln Gelee machen kann, kann man sich vor größerem Schaden schützen, indem man alle die leicht angefallenen Äpfel aussucht, sorgfältig und auf je 6 Pfund — bei sehr reifen Äpfeln vielleicht 7 Pfund — mit der Schale und Kerngehäuse geviertelten Äpfeln ein Liter Wasser gibt und zugedeckt gar kocht. Am anderen Tage schüttet man die Äpfel in einen Beutel, preßt sie gut aus und erhält 6 Pfund Saft. Diesen bringt man mit 6 Pfund Zucker und dem Saft von zwei Zitronen unter fortwährendem Rühren fast zum Kochen. Ungefähr fünf Minuten vor dem Kochen hört man auf zu rühren und steht dann noch zwei bis drei Minuten eine dicke Schaumbant ab. läßt wieder eine sich bilden und dann wird es auch wohl kochen und man kann das letzte Unklare abziehen, was sich aber auch noch gut verwerten läßt. Es darf nur fünf Minuten langsam kochen, höchstens sieben bis acht, sonst überkocht es leicht und man erhält Sirup statt festen Gelee. Möglichst heiß in trodene Gläser füllen. Ein ganz köstliches Gelee erhält man, wenn man der fertig geschäumten Masse in ganz feine Streifen geschnittenen Ananas — eine 2-Pfund-Dose — hinzufügt und noch zwei bis drei Minuten aufkochen läßt. Natürlich müßte da so viel Ananas, so viel Zucker gleich mehr genommen werden und der Saft statt Wasser mitbenutzt werden. Da die Stückerchen oben schwimmen, taucht man sie, wenn das Gelee halb erstarrt ist, vorsichtig einmal unter, aber nicht zu viel rühren, da das das Steifwerden erschwert. Rechnet man die Äpfel selbst zu 25 Pf., so stellt sich das Pfund Gelee auf keine 35 Pf. E. A.